Eine Amsel aber flötete ihr Liedlein hoch droben im Gezweige; der Lenzkünder gab jubelnd seinen Segen zu dem Bunde, den zwei Menschenkinder da unten im Dunkel des Osterabends fürs Leben schlossen.

Buntes Allerlei

Wie alt ist die Brille?

In einer Zeit, wo alles registriert wird, fällt es gewiß nicht schwer, sich darüber zu orientieren, wann diese oder jene Erfindung gemacht worden ist, und wer das Verdienst hat, sie der Menschheit geschenkt zu haben. Selbst über das unbedeutendste führen wir ja heute Buch. Der Kulturhistoriker, welcher den Spuren wichtiger Geräte nachgeht, die in ferne Zeiten zurückreichen, muß freilich oft mit großen Schwierigkeiten kämpfen, ehe er einigermaßen Klarheit über Ursprung und Herkunft hat, und ehe sich ihm die Geschichte des Gegenstandes enthüllt, dem er sein Interesse zugewendet hat. — So weiß unsere brillentragende Generation kaum, wann die ersten Brillen auftauchten. Sehr mühsame Studien haben ergeben, daß dies vielleicht im Jahre 1285 geschehen ist; doch nehmen andere dafür wieder das Jahr 1290 an. Schon hier herrscht Unsicherheit; jedenfalls aber dürften die Brillen in Italien aufgekommen sein. Man nannte sie dort „Occhiali da Naso", was man etwa mit „Augengläser für die Nase" übersetzen kann. Diese „Occhiali" wurden auf eine sehr merkwürdige Weise getragen. Man setzte die Mütze tief in das Gesicht, und hing die Gläser dann mit kleinen Häkchen daran, was natürlich nicht gerade vorteilhaft aussah. So dürftig die Nachrichten über die Jugendgeschichte der Brille sind, so läßt sich doch erkennen, daß sie sich nur sehr langsam einbürgerte. Es fehlte nicht an Spott, und auch wissenschaftliche Autoritäten rieten vielfach von ihrem Gebrauch ab. Die Motive mochten oft egoistischer Art sein. Schon in alten Zeiten quacksalberte man gern, und es gab genug „Augenkränklein", denen durch die Brille Konkurrenz bereitet werden konnte. Im Mittelalter wurden wenig Brillen getragen; wer eben nicht gut sehen konnte, wählte einen Beruf, für den seine Fähigkeit ausreichte. Erst nach der Erfindung der Buchdruckerkunst verbreitete sich der Gebrauch der Brille, da das Lesen kleiner Schrift erhöhte Anforderungen an das Auge stellte.

Das neueste auf der Speisekarte ist — Walfischfleisch.

Für Eskimos, Lappländer usw. ist es immer ein Festtag, oder mehr noch ein Festmonat, wenn es irgendwie gelingt, einen Walfisch zu erlegen. Forscher, die einige Zeit bei jenen Völkern lebten und keine Scheu vor Kostproben hatten, bestätigen, daß das Walfischfleisch auch einem kultivierten Menschen durchaus mundet. Es schmeckt sogar recht zart, etwa wie Kalbfleisch. Zu verwundern ist deshalb, daß man bisher nur des Tranes und Fischbeines wegen auf den Walfischfang zog und das völlig entfettete Fleisch zu Dünger verarbeitete oder aber wieder ins Meer warf. In Kanada hat man jetzt den Versuch gemacht, Walfischfleisch als Nahrungsmittel zu konservieren, und in den feinsten Restaurants in New-York und anderswo erscheint es öfters als besondere Delikatesse auf der Speisekarte. Die Unternehmer haben ein besonderes Schiff gleich mit einer Konservierungsfabrik ausgerüstet und erhoffen für ihre Idee, die dem Fleischmangel abhelfen soll, eine große Zukunft.

Der englische Krönungsstuhl.

Wenn im kommenden Juni König Georg an der Spitze einer prunkvollen Prozession in die Westminsterabtei seinen Einzug hält, um feierlich zum „wahren und rechtmäßigen Herrscher des Reiches" proklamiert zu werden und die Krone Englands zu empfangen, wird er auf dem altehrwürdigen „Krönungsstuhl" Platz nehmen, gleich allen Königen Englands, die seit fast sieben Jahrhunderten über das Inselreich geherrscht haben. Der Krönungsstuhl hat nicht nur seine ruhmvolle historische Vergangenheit: er ist eines der prachtvollsten Stücke, die die Holzschneidekunst des 13. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Der berühmte Stuhl wurde im Jahre 1296 hergestellt; das dabei verwandte Eichenholz stammt aus dem Park des heutigen Windsorschlosses. Der erste König, der auf diesem Stuhl sitzend Englands Krone empfing, war der unglückliche Eduard II., und seit ihm hat mit einer einzigen Ausnahme jeder britische Herrscher auf diesem Stuhl sitzend aus der Hand des Erzbischofs von Canterbury das höchste Symbol königlicher Würde empfangen. Nur Maria II. wurde auf einem anderen Stuhle gekrönt, auf einem prunkvollen Sessel, der ihr vom Papst eigens zur Krönung gesandt wurde. Als eine Kuriosität mag erwähnt werden, daß der ganze Stuhl buchstäblich nur aus reinem Holz besteht; bei der Arbeit und bei der Zusammenfügung fand nicht das geringste Stück Metall, nicht einmal ein Nagel Verwendung. Die einzelnen Teile sind durch Eichenbolzen verklammert und haben den Lauf der Jahrhunderte geradezu erstaunlich gut überdauert. Dabei hat man in alten Zeiten den Krönungssessel nicht gerade zart behandelt, hat die Draperien und Stickereien, die zur Krönungsfeier an ihm angebracht werden, wahllos mit Nägeln festgeschlagen. Der Sessel war ehemals vergoldet; noch heute gewahrt man auf der Maserung des Eichenholzes flüchtige Spuren jenes alten Schmuckes. Nur ein einziges Mal nimmt jeder britische König den Krönungsstuhl ein; dann wird der Thron aus der St.-Eduards-Kapelle vor den Hochaltar der Abtei gebracht und auf einer fünfstufigen Estrade aufgestellt: der Krönungsstuhl der Königin steht bei dieser Gelegenheit zwei Stufen tiefer. Während der Proklamation steht der Monarch aufrecht vor dem Stuhle; sobald aber nach der Zeremonie das erste Hoch ertönt, nimmt der König auf dem Stuhle Platz und empfängt hier sitzend von dem Erzbischof die Krone. Sitzend nimmt er dann auch die Huldigung seiner Getreuen entgegen. Der Stuhl hat bis zu der spitz emporstrebenden Rückenlehne eine Höhe von etwas über zwei Metern. Das ganze Gestell ruht auf vier prächtig geschnitzten gotischen Löwen. Unter dem Sitzbrett liegt der mächtige verwitterte „Schicksalsstein", den der kriegerische König Eduard vor mehr als 600 Jahren aus Schottland mit heimbrachte. Die Legende wollte wissen, daß dies der Stein sei, auf dem Jakobs Kopf ruhte, als er im Schlummer seine Vision der Himmelsleiter hatte. Die Geologen haben freilich dieses schöne Märchen längst zerstört; der Stein ist zweifellos schottischen Ursprunges und wurde wahrscheinlich in Argyllshire gefunden. Einmal drohte ihm übrigens das Schicksal, seinen Platz im englischen Krönungsstuhl verlassen zu müssen. Der König gab dem Abt von Westminster den Befehl, den Schotten ihren berühmten Stein zurückzugeben. Aber der Abt setzte diesem Befehl eine kategorische Weigerung entgegen, der Stein blieb im Throne, und dort wird er wohl auch bleiben, solange England besteht.

Moberly Bells Spazierstock.

Moberly Bell, der dieser Tage verstorbene Verwaltungsdirektor der „Times", hinkte ein wenig und benutzte beim Gehen einen dicken Stock, dessen Griff ein seltsam geformter Knochen bildete; ein Chirurg hätte in diesem Knochen sofort einen menschlichen Fußwurzelknochen (Astragalus) erkannt. Dieser Astragalus stammte von Herrn Moberly Bells eigenem Fuße; man hatte ihm den Fußwurzelknochen infolge eines etwas ungewöhnlichen Unfalles herausschneiden müssen. Als Herr Moberly Bell noch in Aegypten lebte, ging er eines Tages über ein Eisenbahngleise. Plötzlich saß er mit einem Fuße in einer Weiche fest. Er suchte den Fuß wieder herauszuziehen, aber es gelang ihm nicht. In diesem Augenblicke brauste ein Zug heran. Moberly Bell hatte keine Zeit mehr, den Schuh vom Fuße zu ziehen; mit einer letzten äußersten Kraftanstrengung riß er den eingeklemmten Fuß aus der Schienenenge, verrenkte sich dabei aber den an das Fersenbein nach vorn sich anschließenden Fußwurzelknochen. Die Aerzte hielten eine Operation für dringend notwendig. Der verrenkte Knochen wurde entfernt und Moberly Bell ließ sich, um ständig an die Gefahr, der er entgangen war, erinnert zu werden, aus dem Astragalus einen Stockgriff machen.

Humoristisches

Beim Rennen. „Is wahr, Melanie, am Stammtisch haben sie erzählt, du hätt'st sogar mal 'nen Rennstall gehabt?" — „Nich ganz. Bloß 'nen Jockei!"

Nicht zu verblüffen. Vor dem Schöffengericht wird ein Bauer als Zeuge vernommen. Am Schluß seiner Vernehmung sagt der Vorsitzende: „Sie müssen jetzt Ihre Aussage beschwören!" — „Das tut nicht!" entgegnete gelassen der Bauer.

Wie immer. Anne-Lies macht mit ihrer Mutter eine kleine Reise. Kaum sitzt sie im Coupé, bittet sie schon um die mitgenommenen Cakes, die ihr die Mutter aber erst nach einer Viertelstunde geben will. Nach fünf Minuten bettelt Anne-Lies wieder: „Ach, Mutti, sag' doch schon — na meinetwegen!"

(Aus „Lustige Blätter".)

Der verliebte Bräutigam. „Jetzt haben wir schon dreimal versucht, uns photographieren zu lassen, aber auf allen drei Bildern sieht mein Bräutigam aus, als ob er schielte!" — „Tut er denn das in Wirklichkeit nicht?" — „Gott bewahre, er schielt nur immer nach mir!"

Der Protzenbauer. „Besonders intelligent scheint euer Bürgermeister gerade nicht zu sein." — „Na, wissen S', mir hab'n 'n halt aa bloß hauptsächli zwegn der Repräsentation!"

Vor Gericht. Kläger: „Du Bazi, du elendiger!" Beklagter: „Du Strizzi, du miserabliger!" Richter: „Ruhe! die Feststellung der Personalien nehme ich vor!"

Verblümt. Wirt: „Das Geldstück ist falsch, Herr Meier!" — Gast: „Das habe ich aber gestern abend von Ihnen gekriegt!" — „Von Ihnen kriege ich es aber jetzt zum zweitenmal!"

Zwei Entrüstete. „I tua nix mehr verischern bei deine Malefizg'sellschaften! Weil i den Schaden nit in vierundzwanzig Stunden anzeigt hab' hab'n s mi abgewiesen!" — „So a Schindl! Und mi hab'ns einsperren lassen, weil i's Feuerl vierundzwanzig Stunden vorher angmeldt hab'!"

Aus der Schule. Lehrer: „Einem begabten Schüler würde ich diese Dummheiten durchgehen lassen, Müller; aber wenn man so dumm ist wie Sie, dann sollte man sich hüten, Dummheiten zu machen!"

Der Sohn. „Manche Leut' bringen's halt zu gar nix." — „Ja, den Fehler hat mei' Vater aa g'habt!"

Glaublich. Arzt: „Klagt Ihr Mann viel über Durst?" — „Ja, aber bloß wenn er kein Geld hat, oder wenn ich ihn nicht fortgehen lasse."

Anerkennung. „Kolossal geistreicher Kerl, der Rittmeister; kann sich drei Stunden unterhalten, ohne von Pferden und Weibern zu sprechen!"

Immer im Beruf. Arzt: „Nun, Herr Stürzlein, wie befinden Sie sich?" — Patient (Aviatiker): „Ich danke, Herr Doktor, ich glaube, ich bin bald wieder flügge!"

Ein Trost. „Ihr Zustand ist so bedenklicher Natur, daß es sich gleich bleibt, ob ich Ihnen das Bier verbiete oder nicht." — „Dös g'freit mi!"

Nachsüchtig. Hausfrau (die mehreren Untergebenen ihres Mannes ein Abendessen gibt, zu ihrem Manne): „Was ist mit dem Buchhalter eigentlich los, der redet kein Wort und ißt nur?" — „Dem habe ich heute morgen eine Rüge erteilen müssen." — „Das hättest du gerade heute nicht tun sollen; jetzt läßt er seinen Zorn an unserem Braten aus."

(Aus „Meggendorfer Blätter".)

Nr. 90 • Sonntag   16. April 1911

Tägliches
Unterhaltungs-Blatt
der Berliner Volks-Zeitung

Mein Freund der Chauffeur.

Roman von C. N. und A. M. Williamson.

[5. Fortsetzung.]

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Gertrud Bauer.

Mit einem geradezu hölzernen Gesichtsausdruck fragte ich Terry, was er trinken wolle.

„Wasser, danke," sagte dieser leichthin, und wenn er, statt mit gespanntem Interesse die Decke zu betrachten, seine Blicke die meinen hätte treffen lassen, wäre wohl ein Kichern über den Tisch hingefahren, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Nun war ich genötigt, es ihm ohne weiteres nachzutun; denn nur ein ganz versoffenes Untier wäre imstande gewesen, allein zu bechern, umgeben von vier Abstinenzlern. Da ich mich nun aber sogar eines Glases des recht harmlosen Bieres der Riviera beraubt sah, dürstete meine Seele nach Rache, und dieser Durst ließ sich nicht mit Eiswasser löschen. Ich nahm mir diese Rache aber auch noch, ehe die Neue Zeit gefunden hatte, Einzug in mein Herz zu halten.

„Barrymore ist Chauffeur, wie Sie wissen," setzte ich sehr sorgfältig auseinander. „Für ihn ist es fester Grundsatz, obgleich er dieses Geschäft nur aus Liebhaberei treibt, kein stärkeres Getränk als kaltes Wasser zu sich zu nehmen. Auf unserer Reise werden Sie es beobachten können, wie gewissenhaft er sein Gelübde hält."

Terrys Augen blitzten wie Dolche, aber jetzt war ich an der Reihe, mir angelegentlichst die Saaldecke zu betrachten.

„Ach, wie nett von ihm," rief unsere Wirtin. „Ich bewundere Sie geradezu, Herr Barrymore." (Ich konnte nicht umhin, mir zu überlegen, ob die Gräfin wohl ein ebenso schlechtes Gedächtnis für Terrys Namen gehabt hätte, wenn ihr bekannt gewesen wäre, daß er der Bruder eines Marquis ist; aber vielleicht tat ich ihr unrecht.) „Nun, wo wir wissen, was Sie für ein Mann sind, werden wir uns so sicher fühlen wie zu Hause, nicht wahr?"

Armer Terry, unwiderruflich zum blauen Band verdammt, für die ganze Zeit seiner Chauffeurlaufbahn! Beinahe hätte ich ihn bemitleidet, wäre nicht jetzt gerade das Eiswasser mit ironischem Geklingel herumgereicht worden. Dieses wäßrige Unglück, mit oder ohne Eis, hatte er ganz allein sich selbst zuzuschreiben.

Das kommt davon, wenn man mit der Witwe eines Simons Pure Kidder frühstückt! Aber mit geradezu grausam hellem und kühlem Kopf trat ich nun in den Kampf mit dem Konversationstalent der Dame ein, und nach einem kurzen, wenn auch lebhaft gefochtenen Turnier siegte ich mit fliegenden Fahnen. Meine Absicht war, sie auf irgendeinen Entschluß festzunageln, sie sozusagen aufzuspießen wie einen gefangenen Schmetterling, dem es gefiel, lustig über einen ganzen Blumengarten von lauter Unbestimmtheiten dahinzugaukeln. Aber sie entging dem Aufgespießtwerden nicht lange. Ich tauchte die Nadelspitze in das feine Gift der Behauptung, alle Bestimmungen müßten gleich jetzt in dieser Stunde fest getroffen werden, sonst könnten sich unüberwindliche Hindernisse ergeben. Meine kleine Anzeige stand nun doch einmal in der Zeitung, und wirklich, ich mußte imstande sein, mit Wahrheit sagen zu können, mein Wagen sei für die und die Stunde, jeher, je lieber, fest vermietet, oder ich könnte große Schwierigkeit haben, eine Tour mit anderer Gesellschaft in der Zwischenzeit abzunehmen.

Der Schmetterling sträubte sich nicht länger: nein, er eilte sich sogar, seinem Helfer auseinanderzusetzen, er sehne sich geradezu danach, behaglich aufgespießt zu werden.

„Wann könnten Sie abfahren, Sir Ralph?" fragte mich die Gräfin liebenswürdig.

„Uebermorgen," behauptete ich mit frecher Stirne. „Sie auch?"

Die Gräfin sah ziemlich entsetzt aus.

„Wir — wir haben noch keine Automobilsachen," sagte sie sehr bedenklich.

„Alle Requisiten (sagt man nicht so?) können Sie in den Läden von Nizza oder Monte Carlo haben, wenn das Ihr einziger Grund für einen Aufschub ist."

Immer noch zögerte die Dame. „Die Grafenkronen sind noch nicht auf alle Koffer von Mama gemalt," sagte Bietsche mit boshaftem Entzücken, vollständig ihrer Rolle als enfant terrible getreu. „Bestellt sind sie wohl, aber sie sind uns erst bis Ende der Woche versprochen. Sagen Sie einmal, Sir Ralph, es ist doch geizig von ihr, daß sie mir nicht einmal eine halbe Krone geben will?"

Was ich gern gesagt hätte, war, daß sie eine Ohrfeige verdiene; aber Terry ersparte der Gräfin ein Erröten und mir die Gehirnanstrengung, eine für Mutter und Kind gleich angenehm klingende Antwort zu finden.

„Wir müssen Sie darauf aufmerksam machen," sagte er, „daß das Auto nicht ganz so viel Gepäck faßt, wie ein richtiger Gepäckwagen, aber, wenn Sie finden, daß für Pariser Toiletten und Hüte kein Platz ist, stehen Sie vielleicht von der Fahrt lieber ganz ab?"

„Aber jedes von uns kann doch wohl einen kleinen Koffer und eine Reisetasche mitnehmen? Ich kann mir nicht denken, wie wir uns noch mehr einschränken sollten."

„Ich fürchte sehr, Sie werden es müssen, wie Sie in — hm — meines Freundes Automobil reisen wollen," fuhr Terry unbarmherzig fort. „Ein Handköfferchen für Sie alle drei und eine Toilettentasche für jede der Damen, mehr kann der Wagen kaum fassen; natürlich werden Moray und ich unser Gepäck aufs äußerste beschränken."

Bei diesen Eröffnungen sah Frau Kidder ganz ernst aus, und gerade in diesem Augenblick, wo, wie ich fühlte, Terrys Schicksal in der Schwebe hing, und sehr wahrscheinlich von einer Hutschachtel zu Boden gezogen werden sollte, machte sich hinter unserem Rücken eine kleine Bewegung im Restaurant bemerkbar. Unwillkürlich drehte ich den Kopf und sah Fürst Dalmar-Kalm auf uns zueilen, bis zur äußersten Schnurrbartspitze eine Donnerwolke. Zu unpassenderer Zeit für uns hätte er gar nicht erscheinen können.

Ich war fest überzeugt, daß er wegen dieser Automobilfahrt nicht zu Rate gezogen worden war, ja, daß er sich möglicherweise noch jetzt in völliger Unwissenheit über diesen Plan befand. Ebenso überzeugt war ich aber auch, daß er, sobald er davon hörte, was in den nächsten fünf Minuten der Fall sein mußte, uns die Amerikanerinnen aus den Zähnen reißen würde (mit Bietsche zu sprechen). Das war wieder einmal Terrys gewohntes Pech, daß dieser böse Geist ausgerechnet gerade in dem Augenblick auftauchen mußte, wo Frau Kidder von einem bösen Chauffeur ihrer Garderobe beraubt worden war. Dummerweise hatte ihr Terry vorhin ein Loch gezeigt, durch das sie entschlüpfen konnte, wenn sie wollte, mit der Andeutung, sie werde vielleicht lieber „von der Fahrt abstehen" und sicherlich würde es nicht Dalmar-Kalms Fehler sein, wenn sie sich das nicht zunutze machte.

Im nächsten Augenblick stand der Fürst an unserem Tisch, beugte sich tief über Frau Kidders Hand, lächelte Bietsche mit liebenswürdiger Bosheit an und wandte sich an Fräulein Destreys Herz mit einem Blick voll melancholischer Sehnsucht.

„Ei, Durchlaucht," rief die Gräfin mit lauter Stimme, die darauf berechnet war, an die Ohren aller anwesenden Fürstlichkeiten zu dringen und den Herrschaften zu zeigen, daß sie so vornehm sei als irgendeins von ihnen. „Ei, Durchlaucht, Sie lieben doch stets die Ueberraschungen. Sie wollten doch noch einen Tag länger mit dem Herzog von Massena in Monte Carlo bleiben."

„Hab' ich's nicht gesagt!" telephonierten meine Augenbrauen (soviel ich deren aufzuweisen habe) zu Terry herüber. „Er ist also weggewesen; kommt soeben zurück; paßt auf, jetzt geht's los."

„Ich hatte Heimweh nach Kap Martin," entgegnete der Fürst mit großem Nachdruck und einem Rundblick, der jeden